

**Zeitschrift:** Sprachspiegel : Zweimonatsschrift  
**Herausgeber:** Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache  
**Band:** 33 (1977)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Name ist nicht immer Schall und Rauch  
**Autor:** Ris, Roland  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-421233>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 04.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

der Gutturalzeichen (c, g, h, k, q, x) dasjenige heraussuchen, dessen „Umwertung“ die geringsten Probleme aufwerfen würde — meiner Meinung nach käme dafür nur das „q“ in Betracht.

Wie immer: Abschnitt 6 ist für eine *jetzt* anzustrebende Rechtschreibreform nicht aktuell, wenngleich ich meine, \*dass man den Punkt 6a (sch) wissenschaftlich im Auge behalten sollte. 6b und 6c sollen *vor* einer Reform im Sinne von 6a nicht in Betracht gezogen werden.

\*\*\*

In diesem *Rechtschreib-Reformprogramm* „1976“ wurde einmal unter \*bewusster Ausklammerung der beiden zusammengehörigen Fragenbereiche Groß-/Klein-Schreibung und Getrennt-/Zusammen-Schreibung versucht, einige Reformvorschläge zu formulieren, vornehmlich im Bereich der Konsonantenschreibung. Dabei wurden die haarsträubenden Fehlentwicklungen der Stuttgarter Empfehlungen von 1954 vermieden, welche zum „Reformschock“ der Wiesbadner Empfehlungen von 1958 geführt haben — enthalten doch diese keine brauchbaren Reformansätze im Bereich der Laut-Buchstaben-Beziehungen. Dieses bedauerliche Versäumnis der Wiesbadner Empfehlungen soll durch mein *Reformprogramm* „1976“ ein wenig ausgeglichen werden.

## Name ist nicht immer Schall und Rauch

Als Erstlingswerk eines von der Gesellschaft für deutsche Sprache gegründeten Verlags erscheint eine völlige Neubearbeitung von W. Seibickes viel benutztem populärem Ratgeber „Wie nennen wir unser Kind?“ (Lüneburg 1962). Auch das neue Buch<sup>1</sup> will gemeinverständlich sein und gründet zum Teil auf den langjährigen Erfahrungen, die der Verfasser als Leiter des Vornamendienstes der Gesellschaft für deutsche Sprache (Postfach 2669, D-6200 Wiesbaden 1 — für Interessenten!) machen konnte. Darüber hinaus ist es nun aber zur umfassenden, die wissenschaftliche wie die mehr populäre Fachliteratur nahezu restlos ausschöpfenden Darstellung aller Probleme der heutigen Vornamengebung in den deutschsprachigen Ländern geworden und erfüllt so auch einen lange gehegten Wunsch der vielen Namenkundler, die sich der inzwischen wieder stärker beachteten Vornamenforschung widmen. (Am 12. Internationalen Kongreß für Namenforschung, 25.—29. 8. 1975 in Bern, betrafen rund ein Viertel der Vorträge

<sup>1</sup> Wilfried Seibicke: *Vornamen*. Verlag für deutsche Sprache GmbH, Wiesbaden 1977. Beihefte zur Muttersprache 2 VIII, 404 Seiten. Gebunden. Preis 29,80 Fr.

Themen aus der Personennamenforschung.) Die *Praxisnähe* des Buches — angesprochen sind eigentlich die Eltern, die vor der Namenwahl stehen — zeigt sich schon in seinem Aufbau: Gleich in der *Einleitung* wird vor zu außergewöhnlichen Namen gewarnt, weil diese zu „Kristallisationspunkten persönlicher und familiärer Spannungen“ werden könnten. (Man kann hinzufügen, daß nach einem Bericht in der „Zeit“ Nr. 5 vom 21. 1. 1977 der amerikanische Psychologe Gray Garwood herausgefunden haben soll, daß die Leistungen von Schülern mit einem unpopulären Vornamen mit Absicht schlechter beurteilt werden!) Ausführlich werden in einem 2. Kapitel die *rechtlichen Vorschriften* in den einzelnen Ländern wiedergegeben: Allgemein sollen Namen nicht anstößig wirken (daher kein *Judas, Kain, Barrabas*) und sollen seinem Träger keinen Ärger bereiten. Daher empfiehlt sich auch eine Beschränkung der Zahl, wobei es in der BRD wie in der Schweiz dem Namensträger rechtlich frei steht, welchen seiner Vornamen er als Rufname gelten lassen will. (In der Schweiz wird dieser immerhin im Paß unterstrichen und wird auch im Geschäftsverkehr meist allein gebraucht.) Das 3. Kapitel über die *Motive bei der Namenwahl* bereitet nun eine höchst spannende Lektüre: Galten noch um 1900 kurze Namen wie *Paul, Karl, Willi, Max, Erich, Fritz, Otto, Franz* und *Walther* als schön — während des Nationalsozialismus wurden die Kurznamen offiziell propagiert —, so zeigt sich heute auch bei den Jungennamen eine Tendenz zu mehrsilbigen, vokalreichen Namen. Deutlich sind auch andere ästhetische Tendenzen: die Alliteration (*Heinrich Heine, Hermann Hesse* usw.) und das Bestreben, zu einem kurzen Familiennamen einen längeren Vornamen zu wählen und umgekehrt. Die in großer Zahl eindringenden fremden Namen werden zum Teil in der Aussprache verdeutscht, so z. B. *Angela, Pamela, Patrick, Simone* (in der Schweiz gilt wenigstens bei den beiden letzten die fremdsprachige Aussprache); aus einem *Mike* wird sogar auch in der Schrift ein *Maik* gemacht. Mit Recht wendet sich Seibicke dagegen, auf die sprachgeschichtliche Herkunft eines Namens zu großes Gewicht zu legen. (Im Pietismus gab es die neuen „sprechenden Namen“ wie *Gotthelf, Traugott*.) Nur soll auch hier die Gefahr von Anspielungen vermieden werden: Eine *Asina* könnte mit lateinisch *asinus* ‚Esel‘ in Verbindung gebracht werden. Namen nach berühmten Vorbildern sind seltener geworden: Die Zeiten, wo durch das Patennamensystem Herrschernamen zu den Landeskinderen hinunterdrangen, sind vorbei. Namen mit politischem Anstrich (so natürlich auch *Adolf*) werden gemieden. (Im letzten Jahrhundert gab es die *Gneisenauette*, die *Sedanie* und sogar die *Landsturmine*!) In unserer Zeit taucht immerhin der — uneigentliche — Name *Che* nach dem kuba-

nischen Revolutionär „Che“ Guevara auf! Auch der Einfluß der Massenmedien, des Show-Geschäftes und des Sports ist entgegen weitverbreiteten Vorstellungen nur gering. Stärker ist — nach den Untersuchungen von G. Koß in 10—17% der Fälle — Beeinflussung durch die unmittelbare *Nachbarschaft*. Tritt im Quartier ein neuer Name auf, so führt dies, besonders in der Unterschicht, zu einem eigentlichen „Rückkoppelungseffekt“. Vor allem in der Oberschicht hingegen werden die Traditionsnamen weitergeführt: Ein in der Familie seit langem gebräuchlicher Vorname wird weiterhin als Zweitname, aber kaum noch als Rufname gegeben. In einem 4. Kapitel gibt Seibicke einige interessante statistische Hinweise über die *Zahl der Namen*: Zeigt sich in der ersten Jahrhunderthälfte, besonders im Bürgertum, eine starke Tendenz zur Mehrnamigkeit, so wird heute, in Großstädten in  $\frac{2}{3}$  aller Fälle, wieder nur ein einziger Name gegeben. Die mehr soziologischen Betrachtungen werden (etwas unmotiviert) unterbrochen durch ein 5. Kapitel über *Rechtschreibung*. Obschon seit 1900/02 der „Duden“ die Namensschreibung verbindlich regelt, sind — meist auf das Geltungsbedürfnis der Eltern zurückzuführende — Abweichungen häufig: Neben dem korrekten *Sibylle* begegnet ein *Sybille* (auch *Sylvia* neben *Silvia* u. ä.), und die aus der normalen Orthografie getilgten Schreibungen mit C- statt mit K- und mit -th- statt mit -t- scheinen wieder zuzunehmen (*Caroline*, *Claudia*, *Walther*, *Kathrin* u. ä.). Auf die Möglichkeiten zur *Erweiterung des Namenbestandes* geht Seibicke im 6. Kapitel ein: **Kurzformen** wie *Bärbel*, *Christ(e)l*, *Rudi*, *Toni* und das niederdeutsche vom Knabennamen zum Mädchennamen gewordene *Eike* sind nun akzeptiert und machen 1960 schon rd. 20% aus. **Doppelformen** wie *Heidemarie*, *Heidelore*, *Hansgerd*, *Hansjochen* blühten seit 1920 und wurden dann in den fünfziger Jahren neu belegt. Heute sind sie allerdings auf rd. 2—4% zurückgegangen. Die gleiche Tendenz (nur noch rund 3%) zeigt sich bei den *Bindestrichnamen* (*Karl-Heinz*, *Hans-Jürgen*), wo Seibicke Zusammenschreibung empfiehlt, wenn der Name „in einem Zug“ gesprochen werden kann (also *Hansjürgen* aber *Kai-Uwe*). **Ableitungen** (Movierungen) ergänzen ausschließlich die der Mode viel stärker unterworfenen Mädchennamen. Neben die veralteten Paare (wie *Wilhelma* und *Wilhelmine* zu *Wilhelm* oder *Josefa* und *Josefine* zu *Josef*) treten jetzt in großer Zahl neue Bildungen wie *Alexandra*, *Stefanie*, *Andrea*, *Daniela*, *Gabriela*, *Michaela*. Vor allem aber wird der Bestand ergänzt durch *Entlehnungen aus andern Sprachen*, aus dem Englischen, Französischen, den skandinavischen und den slawischen Sprachen, wogegen die typischen Namen der Gastarbeiter in der BRD nicht eindringen. (Italiener sollen sogar eine Vorliebe für die norddeutschen Namen haben!)

Auch für den Laien am spannendsten ist das 7. Kapitel über *Namenmoden und Namenlandschaften*. Seibicke hat sich mit unendlichem Fleiß bemüht, von verschiedensten Standesämtern einschlägiges statistisches Material zu bekommen, oder hat es in mühsamer Kleinarbeit selbst zusammengestellt. Das Ergebnis sind die bekannten *Hit-Paraden* für eine Vielzahl von Städten. In Heidelberg z. B. haben wir 1973 die folgende Reihenfolge: Mädchen: *Tanja, Sandra, Stefanie, Claudia, Nicole, Christine, Alexandra, Simone, Melanie, Michaela*; Knaben: *Michael, Christian, Stefan, Markus, Thomas, Andreas, Alexander, Thorsten, Frank, Mark*. Die früheren Spitzenreiter halten sich nur als Zweitnamen (*Maria, Elisabeth, Ursula, Katharina; Peter, Klaus, Wolfgang, Georg*). Deutlich zeichnen sich regionale Unterschiede ab: *Britta, Julia, Maike, Nina* und *Yvonne* waren beispielsweise 1973 für Hamburg typisch, nicht jedoch für Südwestdeutschland. Wie ein Vergleich zwischen 1973 und 1975 ergibt, steigen einzelne modische Namen sehr rasch empor (*Julia, Nadine, Yvonne; Tobias, Sven, Sascha, Sebastian, Jan*), andere sinken ebenso rasch hinunter (*Manuela, Sabine, Silke, Michaela, Carsten*). Daneben gibt es unter den Lieblingsnamen gleichsam Dauerbrenner wie *Michael, Thomas, Andreas* und *Stefan*, die sich seit den fünfziger Jahren ununterbrochen halten. (Drei davon übten eine Sogwirkung auf ihre weiblichen Gegenstücke *Michaela, Stefanie, Andrea/Andrée* aus, die gleichfalls zu den Spitzenreitern vorstießen; ähnlich wie später *Daniel — Daniela* und andere „Namenpärchen“.) In einer Reihe von Einzelstudien zeigt Seibicke wie sich die Namen ausbreiten: Die ältere Nord-Süd-Strömung (*Jörg, Ralf*, dazu die typisch norddeutschen Namen) wurde in den sechziger Jahren allmählich von einer Süd-Nord-Strömung überlagert, die Namen wie *Markus/Marco, Christian* (beide in der Schweiz längst üblich), *Alexander, Oliver* und *Florian* bis nach Norddeutschland brachte. Gleiches läßt sich auch bei den Mädchennamen beobachten (so das Vordringen des für die Schweiz ja sehr typischen *Christine*); nur zeigt sich, daß diese viel stärkeren Modeströmungen unterworfen sind. (Ein Paradebeispiel ist die plötzliche Ausbreitung von *Nicole* bis auf Platz 1, 1973, in Hamburg!) Ein Vergleich mit der DDR ergibt, daß dort die Tendenz zu *exotischen* Namen (*Enrico, Doreen, Mandy, Peggy, Ronny, Jana*) viel ausgeprägter ist als in der BRD — wohl aus einem gewissen Kompensationsbedürfnis heraus. Ausgehend von einer Münchner Untersuchung für das Jahr 1974 beleuchtet Seibicke auch das Gebiet der *Sozioonomastik* im engeren Sinne, d. h. der schichtenspezifischen Unterschiede. Arbeiter konzentrieren sich auf die jeweiligen Spitzenreiter, wogegen Selbständige seltenere Namen wie *Florian* (aus Österreich) und *Julia* einfüh-

ren — in einigen Jahren werden diese in die Unterschicht absinken — oder zu alten Namen wie *Anna*, *Barbara* zurückkehren, die auf diese Weise neu belebt und vielleicht sogar wieder einmal modisch werden. Solche Einsichten verleiten den Leser vielleicht sogar zu einer Prognose der künftigen Namenentwicklung: Mit der Süd-Nord-Strömung werden möglicherweise auch die typisch schweizerischen Namen *Urs* und *Beat* einmal stärker über die Landesgrenzen dringen. Die Tendenz zu vollklingenden biblischen und antiken Namen bietet vielleicht neue Chancen für *Emmanuel*, *Gabriel*, *Jakob*, *Jonas*, *Jonathan*, *Lukas*, *Samuel*, *Simon*, *Tobias*; *Abigail*, *Deborah*, *Rahel*, *Rebekka*, *Salome*, *Sarah* — wer weiß?

Den zweiten Teil von Seibickes Buch (S. 183—331) bildet ein alphabetisches Verzeichnis von rund 6000 Vornamen mitsamt ihrer Erklärung und mit zusätzlichen Hinweisen über ihre Verbreitung in allerjüngster Zeit. Seibicke verzichtet mit Recht auf die in populären Büchern üblichen Deutungen der germanischen Namen. Spätestens seit Anton Scherer (Zum Sinngehalt der germanischen Personennamen, Beiträge zur Namenforschung 4, 1953, S. 1—37) wissen wir, daß die meisten der noch üblichen germanischen Vornamen durch relativ beliebige Kombination von zwei Elementen gebildet worden sind, deren Sinngehalt schon zur Zeit der Namengebung am Verblassen war. Ein Name wie *Friedrich* bedeutet demnach nicht einfach ‚schützender Herrscher‘, sondern ist einfach zusammengesetzt aus den geläufigen Elementen *fridu* ‚Frieden‘ (vgl. *Friedbert*, *Friedemann*, *Friedemar*, *Friedhelm* usw.) und *rîhhi* ‚mächtig‘ (vgl. *Dietrich*, *Heinrich*, *Ulrich* usw.). Im einzelnen könnten die etymologischen Bemerkungen Seibickes noch gelegentlich ergänzt werden. Der schweizerische Leser wird vielleicht vermissen, daß gewisse lokale Besonderheiten übergangen worden sind. (*Agnes* wird bei uns mit kurzem *a* und deutlich getrenntem *g-n* ausgesprochen; der italienische und rätoromanische Knabename *Andrea* ist bei uns auch außerhalb der betreffenden Sprachgebiete gebräuchlich und müßte verzeichnet werden; die Beanstandung, *Reto* sollte korrekterweise *Räto* geschrieben werden, stößt bei uns sicher nicht auf Widerhall u. a. m.). Trotz diesen wenigen Einwänden ist Seibickes (zusätzlich durch ein sogenannt rückläufiges Wörterbuch erschlossenes) Namenverzeichnis nicht nur das ausführlichste, sondern auch das zuverlässigste je in deutscher Sprache erschienene. Von bisher nie erreichter Vollständigkeit ist auch das 22 Seiten umfassende Literaturverzeichnis, wo auch abgelegenste Titel zum Teil erstmals verzeichnet werden. Nur wichtigste volkskundliche Literatur aus der Schweiz fehlt. Dies berechtigt uns vielleicht, in einem speziellen Beitrag kurz auf einige von Seibicke nicht oder nur wenig herangezogene oder ihm noch

nicht bekannte neuere Untersuchungen zur Vornamengebung in der Schweiz hinzuweisen. Zuvor möchten wir aber doch betonen, daß wir Seibickes Darstellung insgesamt für höchst gelungen und wissenschaftlich in jeder Hinsicht zuverlässig halten. Die Fülle des in diesem Buch verarbeiteten Materials und die Reichhaltigkeit der in ihm angeschnittenen Fragestellungen werden es auf Jahre hinaus zu einem *Standardwerk* der Namenkunde machen. Name ist also wirklich nicht immer Schall und Rauch!

Roland Ris

## In der Zeitmessung gut, in der Schreibweise schlecht

Man weiß nicht genau, woher das Wort stammt, von dem hier die Rede sein soll. Es handelt sich um die bei Temperaturen unter 870 Grad Celsius stabile Form des kristallisierten Siliciumdioxids, und das Herkunftswörterbuch vermeldet, die Bezeichnung sei seit dem 14. Jahrhundert bezeugt, habe sich vom böhmischen Bergbau ausgehend im deutschen Sprachgebiet durchgesetzt und sei von dort aus in zahlreiche europäische Nachbarsprachen gedrun-gen. Am ehesten handle es sich um eine — wie Heinz zu Heinrich und Kunz zu Konrad gebildete — Koseform zu mittelhochdeutsch ‚querch‘ = Zwerg. In früheren Zeiten hätten nämlich die Bergleute die Schädigung der Erze durch wertlose Mineralien den Zwergen zugeschrieben; so stammt die Bezeichnung Kobalt von Kobold, und auch die chemischen Elemente Nickel (von Nickeln oder Berggeistern verhextes Erz) und Wolfram (ein Scheltwort mit der Bedeutung ‚vom Wolf beschmutzt‘) sind ursprünglich abwertende Bezeichnungen gewesen.

Wer es noch nicht wissen sollte: ich spreche vom Quarz, vermutlich also dem ‚Zwergengestein‘. Der Bergbau ist ja wohl dasjenige Gebiet, auf dem unsere Nachbarn mehr als auf jedem anderen Anleihen bei der deutschen Sprache gemacht haben. Nur eben: mit dem ihnen durchaus zuzubilligenden Recht der Anpassung des Lehnwortes an eigensprachliche Schreibgepflogenheiten haben sie aus dem deutschen Quarz ‚the quartz‘, ‚le quartz‘ gebildet, ebenso wie sie die Stadt Danzig in ‚Dantzig‘ umgeformt haben: nur durch diese Schreibweise war die lautliche Wiedergabe des deutschen z gewährleistet.

Und jetzt gaben sie uns in der ‚Quartzuhr‘ das Geschenk zurück. Wir aber haben nicht mehr die Kraft — und wohl auch nicht den Willen —, die undeutsche Schreibweise des deutschen Wortes abzulehnen, oder etwa doch?

Wolfgang E. Mildenberger